

**INTERVIEW MIT PETER GAUWEILER:**

## „FJS war penibel korrekt“

DIE ZEIT: Seit einem Jahr hat die CSU mit Amigo-Affären zu kämpfen. Edmund Stoiber ist als Aufräumer angetreten. Welche Wirkung hat das auf die Partei?

Peter Gauweiler: Aufräumen, abräumen, umräumen - was mit diesen Begriffen Stoiber angehängt werden soll, will im Namen politischer Korrektheit den Urheber der weißblauen Erfolgsstory, Ministerpräsident Strauß, noch im Grab beleidigen. Tatsächlich ist Stoiber mit dem gleichen Kurs wie Streibl angetreten: das bayerische Erfolgsmodell fortzusetzen, eine Politik, die aus dem starken Bundesland heraus ein Zukunftsprogramm für das nächste Jahrhundert bietet.

ZEIT: Heißt das, daß man um des Erfolgs willen größere Toleranzspielräume in der politischen Ethik hinnehmen soll?

Gauweiler: In Ihrer Frage liegt eine Unterstellung. Gesetze sind heute genauso einzuhalten wie vor zehn Jahren. Wir wollen nicht fünf gerade sein lassen.

ZEIT: Wie macht jemand, der sich als Sachwalter der kleinen Leute versteht - ich rede von Strauß, aber ich könnte auch von Ihnen reden -, diesen kleinen Leuten klar, daß man 300 000 Mark für wenig Arbeit kassiert - wie beim Baur-Nachlaß.

Gauweiler: Die von Ihnen so genannten kleinen Leute haben dem Ministerpräsidenten Strauß angehängt, weil Sie wußten, daß er sie verstanden hat und ihren existentiellen Problemen in all seiner Macht nicht mit dieser Kälte entgegengetreten ist, die westdeutschen Intellektuellen gegenüber deutschsprachigen Normalverbrauchern zur zweiten Natur geworden ist. Gerade in persönlichen Dingen war FJS penibel auf Korrektheit bedacht. Er hat die Annahme zusätzlicher Ämter von seiner Staatskanzlei und ihren Rechtsabteilungen in jedem Einzelfall überprüfen lassen.

ZEIT: War dann Ihr Fehler, daß Sie die Verpachtung Ihres Mandantenstammes an eine andere Kanzlei nicht haben rechtlich prüfen lassen, als Sie Minister wurden?

Gauweiler: Im Gegenteil, mein Fehler war, daß meine Kollegen und ich unsere Unterlagen der Rechtsanwaltskammer zur Überprüfung übergeben haben, ohne dazu verpflichtet zu sein. Gerade wurde ja ein ehemaliger Geschäftsführer der Kammer, der der FDP angehört, per Strafbefehl verurteilt, weil er in krimineller Weise mit unseren Rechtsanwaltsunterlagen umgegangen ist.

ZEIT: Wie sehen Sie Ihre Rolle in der CSU?

Gauweiler: Als zurückgetretener Minister und Abgeordneter im Parlament. Nicht mehr gewähren, wieder frei leben und handeln. Und auch gute Zeit zum Nachdenken.

ZEIT: Worüber denken Sie nach? Vielleicht über die Rolle neuer konservativer Parteien? Beispiel Italien?

Gauweiler: In Italien hat sich die Democrazia Christiana innerhalb von zwölf Wochen juristisch und faktisch aufgelöst - das war wohlgerneht die größte europäische Schwesterpartei der CDU. Die DC hatte das Nachkriegsitalien geprägt. Am Ende ist sie in Flügel zerfallen, die nur noch ein gemeinsames Interesse hatten, den Machterhalt. In der Regel waren sie links von der Mitte, aber die Probleme der Menschen waren rechts von ihr.

ZEIT: Worauf wollen Sie hinaus?

Gauweiler: Ist es bei unserer deutschen Schwesterpartei, von den anderen Bonner Parteien nicht zu reden, viel anders? Von einzelnen starken Persönlichkeiten abgesehen, fehlen unserer CDU allzuoft Saft und Kraft. In Wahrheit quälen sich die Erben Adenauers und seiner Partei des Wiederaufbaus mit der Frage, ob sich die Aufgabe ihrer Union 1989 erfüllt hat, ob sie anderen Formationen Platz machen muß.

ZEIT: Hören wir hier den Ruf nach bundesweiter Ausdehnung der CSU?

Gauweiler: Nein. Diese Debatte ist von gestern. Zukunftsträchtige Modelle setzen nicht auf Ausdehnung, sondern immer mehr auf ortsbezogene und überschaubare Selbstbestimmung, ohne den größeren Rahmen zu vergessen.

ZEIT: Ein Netz konservativer Regionalparteien?

Gauweiler: Vielleicht. Vielleicht kann das eine Alternative sein zu den unbeweglichen Zentralparteien, mit ihrem auf den Gesamtstaat bezogenen Machtanspruch, die den örtlichen, unmittelbaren Kontakt mit den Menschen immer mehr zu verlieren drohen. Dezentrale Organisationen mit großer Eigenständigkeit. Das Dezentrale, die Einheit durch Vielheit, ist in ganz Europa ein Zukunftsmodell. Small is beautiful.

gestellte Begleitarmee stürzte mit Hubschrauber, Motorrad und Bus herbei. Doch Arno Funke radelte auf seinem Mountainbike, bei Karstadt gekauft, knapp davon. Im Paket fand er Papierschnipsel und eine Farbbombe. Arno Funke reagierte erzürnt.

Die Bombe, seine zweite, explodierte am 9. September 1992 bei Karstadt in Bremen mitten in der Abteilung für Autozubehör, die dritte nur sechs Tage später in einem Stoffschränk der Haushaltswarenabteilung einer Filiale in Hannover, kurz vor Geschäftsschluß. Zwei Kundinnen klagten über Ohrenscherzen; die zuständige Staatsanwaltschaft in Berlin könnte deshalb versuchen, Arno Funke

des versuchten Mordes anzuklagen, dann drohte ihm lebenslange Haft statt der fünf Jahre für Erpressung und ein bis fünf Jahre für Sprengstoffanschläge.

Die darauffolgenden Tage sind jene, in denen der Erpresser in den Zeitungen erstmals Dagobert genannt wird (18. September). Es ist auch der Punkt, an dem er die Geldübergabeversuche nach Berlin verlagert und das Kooperationssystem so müssen sich die Ermittler lange damit abfinden, „die Deppen der Nation zu sein“, hilflos den Launen eines genialen Tüftlers ausgeliefert - Ulrich Tilles recht präzise Zusammenfassung der Berichterstattung. Es sind just die eigenen Pannen, über die er noch am ehesten spricht; sie sind peinlicher, als je berichtet.

Der 29. Oktober 1992 bringt ein Debakel - mitten in Berlin. Ein Mann lehnt ein Fahrrad an einen Baum und erklimmt den Bahndamm. Dies alles unter den Augen von zwei MEK-Beamten, die sein Verhalten natürlichen menschlichen Bedürfnissen zuschreiben.

Der Mann ist Dagobert. Zu spät packt ein Polizist die Jacke des Erpressers und rutscht aus. Dagobert erklimmt sein Rad, der zweite MEKler holt im Spurt auf - und „hat dann so eine Art Blackout; das gibt es, damit muß man sich abfinden“, sagt Ulrich Tille, und sein begleitendes Schulterzucken ist ohne Zweifel nur ein fernes Nachbeben der damaligen Gefühle. Der Beamte schubste ihn nicht vom Rad, und Dagobert war wieder verschwunden.

Die Pressekonferenz am Tag darauf gebiert die Legende, der erste Beamte sei auf glitschigem Hundehaufen ausgerutscht.

Die Polizei fahndet mit Phantombild und Tonbandstimme und bildet die Sonderkommission 925. Ihre Mitglieder reisen immer öfter nach Berlin, und am Ende verbringen sie ihre ganze Arbeitswoche dort: Tille mit sieben Kollegen aus Hamburg, dazu sieben aus Berlin, mit Büros am Flughafen Tempelhof.

Den Ausbruch öffentlichen Dagobertismus erleidet diese Truppe im April 1993. Dagobert hatte einen Sieddeckel auf einem Parkplatz an der Gutschmidtstraße in Neukölln-Britz ausgespäht, tauschte ihn gegen eine Holzplatte, strich alles sorgfältig asphaltgrau und montierte eine selbstgezimmerte Streusandkiste drauf. Als die Boten kamen und ihr Paket dort ablegten, hockte er unterhalb in der Kanalisation.

„Das war gut gemacht“, sagt auch der Polizeiführer der gesamten Dagobert-Ermittlungen, der 46jährige Hamburger Kriminaldirektor Michael Daleki; Peinigung und Anerkennung mischen sich in seiner Erinnerung. „Ich habe selbst noch mit dem Geldboten gesprochen, entgegen den vereinbarten Prinzipien“; der Mann leuchtete unter die Kiste, griff ins Granulat, tastete den Boden ab, versicherte nach bestem Wissen und Gewissen, nichts zu finden, das nach Abholung von unten aussah, und bekam schließlich die Anweisung, das mit einem Bewegungsmelder ausgestattete Paket in die Kiste zu legen.

Die Polizei lag auf der Lauer. Als der Sender Alarm schlug, dachten die Beamten für entscheidende Minuten an ein technisches Problem, nicht daran, daß Dagobert das Granulat von unten aus

der Kiste abgelassen hatte, das Paket öffnete, nur Papierschnipsel fand und verschwand.

Der Trick war im Prinzip nicht neu. Daß das Phantom sich die Berliner Kanalwelt erschließen könnte, hatten die Fahnder noch geahnt. Daß es tatsächlich geschah, ließ Ulrich Tille nicht kalt. Er streitet zwar jedes Gefühl seinem Widersacher gegenüber ab, aber die Hochachtung vor Dagoberts Leistung ist nicht zu überhören - schließlich galt es für den Erpresser, sich Pläne zu besorgen, die eigentlich nur Architekten und Bauherrn zugänglich sind, dann die verschiedenen Kanalarten zu

unterscheiden und auch um den Grad ihrer Gefährlichkeit zu wissen.

Die Ermittler steckten in einer Krise. Sie hatten „sehr viel Anstrengung darauf verwandt, ein Bild vom Täter zu bekommen“; eine Psychologin der Hamburger Polizei saß ständig in Dalekis Beiatungsgruppe. Man erkannte: Der Täter „ist kein Mensch, der aus Vergnügen bombt, sondern nur, um Druck zu machen, als Mittel zum Zweck. Er braucht immer eine Motivation dafür, eine innere Rechtfertigung in der Richtung: Man hat mich angeschissen.“ Dies sagt Tille, und Daleki ergänzt: „Wenn schon, dann sollte er den Ärger jedenfalls der Polizei aufladen und nicht Karstadt“ - in Form einer neuen Bombe.

„Er war ein gutwilliger Kerl und eine verrückte Nudel“, sagt Polizeihauptkommissar Peter Glaser von der Polizeiakademie in Hilstrup. Er kennt Arno Funke wie kein anderer Polizist. Sie waren Kumpel in der Gesellenzeit, sie trugen lange Haare, bemalten zusammen Schilder und Autos und drehten einen Släpstick. „Immer sprudelten Blödeleien aus ihm heraus“, sagt Peter Glaser, „und er war und sah aus wie der frühe Helge Schneider.“ Immer hatte er Probleme, und immer war ihm gerade etwas mißglückt. Pech gehabt, sagte er dann, zuckte mit den Achseln, schmiß den Kittel hin und ging. „Dann wollte man ihn am liebsten in die Arme nehmen.“ An Geschick aber hatte es nie ihm gemangelt. „Er baute Motoren auseinander und wieder zusammen“, sagt Glaser, „und ich stand staunend daneben. Er war erfinderisch und für jede technische Neuheit zu begeistern.“

Es ist vom Tempelhof nur ein Spaziergang zur Hasenheide, wo das Technik-Kaufhaus Conrad Elektronik steht. Wer eintritt, die linoleumverfliesen Etagen durchmißt, sich entlang der Selbstbedienungsregale treiben läßt, weiß, daß er im Himmel aller tüftelnden Transistoristen Deutschlands angelangt ist.

Aus der Analyse der Tatort-Hinterlassenschaften weiß die Polizei, hier kaufte Arno Funke Teile für seine Basteleien ein. Und er würde ein ganz bestimmtes Modellbauteil kaufen, das es nur an der Spezialistentheke gibt. Also lauern stets drei oder vier Beamte in einem Hinterzimmer und hoffen, daß die Verkäufer Alarm schlagen.

Anfang Mai 1993 kommt das Signal, ergänzt sogar durch den Zuruf, es sei ganz gewiß Dagobert, der da stehe. Aber nur ein einziger Polizist ist im Raum, und der sucht erst einmal, erst seine Kollegen. Die Verzögerung reicht. Dagobert riecht Lunte und verschwindet durch einen Notausgang.

Jetzt tritt der seltene Fall ein, daß das Tief, in dem die Dagobert-Fahnder stecken, nicht mit einem Hoch der Berichterstattung korrespondiert; die Panne bei Conrad wird erst viel später bekannt.

Knapp entwischt, plaziert Dagobert als Reaktion auf das faule Geldpaket am 19. Mai 1993 eine Bombe bei Karstadt in Bielefeld, in der Radiound Fernseh Abteilung. Sie explodiert nach Geschäftsschluß.

Und Ulrich Tille steht vor einem neuen Problem. Eine Flut von Pressemeldungen vermasselt ihm jede Chance. Sämtliche Kartentelephonzellen in bestimmten Stadtteilen Berlins, die Dagobert aller Erfahrung nach benutzen könnte, werden überwacht. 2000 Beamte sind im Einsatz. Nur Dagobert spielt nicht mit. Er telefoniert aus einem Stadtteil, den er zuvor gemieden hatte. Schließlich werden 4000 Polizisten eingesetzt. Als die Zeitungen später über die Klagen der unschuldig in Telephonzellen aufgegriffenen Bürger berichten, ist Dagobert gewarnt, er riecht den Braten und benutzt fortan Münzfernsprecher.

„Wir hätten ihn garantiert gehabt“, sagt Ulrich Tille.

Die Liste der Wenss und Beinahes gerät lang und länger, ebenso wird das Tal tief und tiefer, durch das die Ermittler schreiten.

Die Medien entwickeln ihre eigene Folklore. Noch vor dem Sommerloch 1993 kommen auch die Donaldisten ins Spiel. Einzelne Mitglieder des ehrenwertesten deutschen Fanclubs präsentieren Comics als Fahndungstips.

Die Presse wälzt alte und neue Thesen: Ist Dagobert ein enttäuschter Geheimdienstler? Oder ein frustrierter Polizist? Ist womöglich nicht gar der Chefermittler Ulrich Tille Dagobert? Sieht der Hamburger Beamte dem Phantombild nicht überaus ähnlich?

Der Sommer des letzten Jahres wird für alle lang und quälend. Die Fahnder sind genervt. Dagobert verschiebt einen Übergabetermin nach dem anderen.

Am 30. August 1993 meldet sich Dagobert mit neuer Stimme. Hatte er sie zuvor stets elektronisch verzerrt und von einem Tonband abgespielt, so spricht er nun live im Fistelton, was sich für eine öffentliche Fahndung aber ebensowenig eignet wie die alte Version.

In der Einsatzleitung in Berlin-Tempelhof ist man vom Stimmbruch Dagoberts ehrlich überrascht. Daleki glaubt an einen „bösen Scherz“. Die Ermittler sagen die nächsten Kontakte von sich aus ab. Die vor jeder Geldübergabe in einem Kinosaal der Polizei wartenden Journalisten glauben, daß hier nicht nur der Erpresser fadenscheinig hingehalten wird, sondern auch sie.

In den folgenden Wochen revanchieren sich die Journalisten und schreiben in ihren Blättern, was sie in Sachen Polizeitaktik zu wissen meinen: Codenamen, mit denen die Einsatzzentrale den Geldboten die Art des Übergabepakets angibt (Farbbombe oder Geld); von Probesprengungen berichten sie, bei denen an Schweinehälften ausprobiert werde, was Dagobert demnächst blühe; schließlich rechnet die Presse die Fahndungskosten hoch und kommt auf dreißig Millionen Mark - was sicherlich zuträfe, wenn für jeden Dagoberteinsatz sämtliche Polizisten neu eingestellt, ausgebildet und gepflegt werden müssten.

Die Nerven lagen blank in jenen Monaten.

Auch bei Dagobert.

Vielleicht zündet er deshalb am 6. Dezember seine fünfte Rohrbombe, nun im Karstadt-Haus am Berliner Hermannplatz - zur Mittagszeit, in einem Fahrstuhl. Zum zweiten Mal scheinen ihm Verletzte oder Tote gleichgültig. Durch glückliche Fügung befindet sich niemand im Lift. Es scheint; als sind die Ermittler danach aus dem Tritt und nun froh, ohne weitere Bombe „die Sache so übers Weihnachtsgeschäft zu ziehen“. Das Papierschnipselspiel war vorbei. Und Dagobert stößt mit zwei Meisterplänen in diese Schwächephase.

1,4 Millionen Mark werden also am 15. Januar 1994 auf dem Wolfensteindamm in Berlin-Steglitz neben den präparierten Schacht gelegt, der in die Tiefe des Kanals führt, wo Dagobert sitzt und per Mikrofon alles abhört, was oben geschieht. Als Michael Daleki wieder persönlich eingreift und das Geld mit einiger Verzögerung so in den Schacht legen läßt, wie Dagobert es verlangt hat, ist er mit den Nerven am Ende und kratzt die Kurve.

Und dann kam die kleine Sensation.

1,4 Millionen Mark fahren am 22. Januar auf Dagoberts selbstgebasteltem Schienengleiter, der nächtens seinem Erfinder auf stillgelegten S- Bahn-Gleisen in Charlottenburg entgegenschlurrt. Auch wenn der Schlitten nicht dreißig Meter vor Dagoberts Versteck entfernt vom Gleis gekippt wäre, die Fahnder hätten das Nachsehen gehabt. Der Erpresser hat den Ort schon verlassen, denn wieder sind die Geldboten langsamer als von ihm eingeschätzt. Und zudem ist ein Polizeiboot zufällig auf der nahen Spree unterwegs. Dies steigert sein Mißtrauen, daß er flieht.

Egal, wieviel Details die Polizei heute preisgibt: Die Ermittler suchten offenbar jede Lücke in Dagoberts Plänen und nützten sie zu ihrem Vorteil. Jeder gewonnene Tag war ein Tag mehr, an dem die entscheidende Spur auftauchen konnte.

Die Medien taten durch Ersinnen und Entdecken stets weiterer Nebenund Querversionen das Ihre und erzeugten damit ein so massives Grundrauschen, daß Dagobert Rückschlüsse über Sachverhalte kaum mehr ziehen konnte. „In dieser Hinsicht war uns alles recht, was geschrieben wurde“, sagt Ulrich Tille.

Gerade Dagoberts Können, sein Hang zu technischer Exotik, seine übergroße Vorsicht, die engen Zeitpläne brachten schließlich die Ermittler ein Stück weiter. Gut 20000 Mark hatte der arbeitslose Lackierer in seine Tüfteleien gesteckt. Die

Sozialhilfe reichte kaum, die monatlichen Ausgaben zu decken. Er brauchte Geld.  
Den

Oft verspottet wurde Fahnder Michael Daleki wurde bis spät in die Nacht vorbereitet und lieferte am nächsten Vormittag den Täter in flagranti; weder Fangschaltungen noch der außergewöhnliche „Streß“, von dem Dagobert sich befallen fühlte, hatten Einfluß auf die Sache. Die Beamten klatschten sich in die Hände; mit dabei war - gnädiges Schicksal - jener MEK-Beamte, der anderthalb Jahre zuvor beim Griff nach Dagobert hingeschlittert war.

Daleki spricht von Erleichterung, „fast schade eigentlich, daß alles vorbei ist; so komisch das klingt, es hat auch Spaß gemacht“. Nur bei Arno (Dagobert) Funke ist die Erleichterung nach der Festnahme dem Katzenjammer gewichen. „Er sieht, was auf ihn zukommt“, sagt Rechtsanwalt Wolfgang Ziegler.

Dagoberts Frau Edna fand, als Polizei und Reporter den Marmaraweg aufrollten, Zuflucht bei freundlichen Nachbarn im Hinterhaus. Hanns- Ekkehard Plöger, einer der beiden Berliner Rechtsanwälte, die schon im Februar behauptet hatten, über Mittelsmänner mit dem Phantom Dagobert in Kontakt gewesen zu sein, pokerte für Edna Funke mit der Presse.

Bis in die Nacht dauerten die Verhandlungen, die Edna Funke die exklusive Obhut des zahlungswilligsten Presseorgans sichern sollten. Bild und Super Illu boten bis zuletzt. Am Ende erhielt das ostdeutsche Blatt den Zuschlag für 91 000 Mark.

„Arno Funkes verschmitztes Lächeln“, sagt sein Nachbar Martin Deeken, „wird uns fehlen.“

sollten uns auf Industriezweige mit hoher Wertschöpfung konzentrieren, ohne jemals auch nur nachzuprüfen, welche Industriezweige sie denn eigentlich meinten?

Auf dem EG-Gipfeltreffen in Kopenhagen hielt auch der britische Premierminister John Major einen Vortrag. Er zeigte eine Graphik, von der abzulesen war, daß die Lohnstückkosten in Europa schneller gestiegen sind als in Amerika und Japan. Die europäischen Arbeitnehmer seien schuld, daß ihre Länder wegen überhöhter Preise nicht mehr konkurrenzfähig seien. Doch einige Wochen später wies die Financial Times auf etwas Merkwürdiges in Majors Berechnungen hin: Major hatte die Wechselkurse nicht berücksichtigt. Im internationalen Wettbewerb ist es natürlich für eine amerikanische Firma relevant, ob die Kosten ihrer Konkurrenten auch in Dollar angegeben sind und nicht in Mark oder Yen. Internationale Arbeitskostenvergleiche werden daher immer in eine gemeinsame Währung umgerechnet. Bei Majors Zahlen fehlte jedoch diese selbstverständliche Umrechnung, was für seinen Vortrag sicher hilfreich war. Denn anderenfalls wäre deutlich geworden, daß die europäischen Arbeitskosten relativ gar nicht gestiegen sind. Wie konnte John Major so etwas passieren?

Die plausibelste Erklärung für all diese Fälle ist, daß die Autoren so sehr an die Wettbewerbshypothese glauben wollten, daß sie gar nicht auf die Idee

kamen, sie in Frage zu stellen. Doch warum sind die Menschen so begierig darauf, Wirtschaftsprobleme als Probleme internationaler Wettbewerbsfähigkeit darzustellen?

Die Metapher von der Konkurrenz der Länder untereinander ist deshalb... ,.- so attraktiv, weil sie so einleuchtend erscheint. Erzählt man einem Auditorium von Geschäftsleuten, eine Nation sei nichts anderes als ein Unternehmen im großen, gibt man ihnen das angenehme Gefühl, das Wesentliche verstanden zu haben. Kommt man denselben Geschäftsleuten mit ökonomischen Konzepten wie „komparativen Kostenvorteilen“, verlangt man von ihnen, etwas Neues zu lernen. Es ist nicht verwunderlich, daß viele eine Doktrin vorziehen, die den Vorteil bietet, anspruchsvoll zu erscheinen, ohne harte Gedankenarbeit zu verlangen. Die Rhetorik vom internationalen Wettbewerb hat sich jedoch noch aus anderen, tiefergehenden Gründen so weit verbreiten können.

Erstens ist die Vorstellung von Wettbewerb aufregend, und alles Aufregende verkauft sich gut. Der Untertitel von Lester Thurows Bestseller „Head to Head“ lautet „Die kommende Wirtschaftsschlacht zwischen Japan, Europa und Amerika“. Angenommen, der Untertitel hätte den wahren Sachverhalt geschildert: „Ein Kampf steht bevor; in dem die einzelnen großen Wirtschaftsmächte entsprechend ihren eigenen Anstrengungen entweder erfolgreich sein werden oder nicht, wobei das Ganze ziemlich wenig damit zu tun haben wird, wie es den Konkurrenten ergeht.“ Ob Thurow wohl ein Zehntel seiner tatsächlichen Auflage verkauft hätte?

Zweitens erleichtert die Vorstellung, die Probleme Amerikas hingen von Fehlschlägen im internationalen Wettbewerb ab, paradoxerweise deren Lösung. Die durchschnittliche Produktivität eines Arbeitnehmers hängt von mehreren komplizierten Faktoren ab, von denen die meisten politisch kaum beeinflusst werden können. Gelingt, sich selbst davon zu überzeugen, daß das Problem in Wahrheit von Versäumnissen im internationalen Wettbewerb herrührt, daß Importe gutbezahlte Jobs vernichten - dann kann man einfache Lösungen suchen, zum Beispiel Subventionen für Hochtechnologie und Handelssanktionen gegen Japan.

Drittens dient die Wettbewerbsmetapher vielen Politikern als Hebel. Mit ihr läßt sich Unangenehmes sowohl rechtfertigen als auch vermeiden. Das Beispiel Delors' in Kopenhagen zeigt, wie nützlich diese Metapher als Ausweichmanöver ist. Bill Clintons erstes Wirtschaftsprogramm vom Februar 1993 zeigt, wie nützlich die Wettbewerbsrhetorik sein kann, um harte politische Maßnahmen zu begründen. Clinton schlug eine Reihe von schmerzhaften Ausgabenkürzungen und Steuererhöhungen vor, um die Staatsverschuldung zu reduzieren.

Die wahren Gründe dafür sind enttäuschend und dramatisch: Das Defizit schöpft wertvolles Kapital ab und sorgt daher für eine, wenn auch geringe, so doch stetige Verminderung des Wirtschaftswachstums. Aber Clinton machte daraus einen aufrührenden politischen Appell, indem er die Nation aufforderte, unverzüglich zu handeln, um die Wirtschaft auf dem Weltmarkt wettbewerbsfähig zu machen. In den fünfziger Jahren